

Ironie (230), hin und wieder auch zum Spott (206) und zum Hohn (215, gegenüber Baader und Michelis). — Aus dem zweiten Teil des letzten Kapitels sind, außer der schon genannten Stellungnahme Günthers zu Thomas und Scholastik, auch die Ausführungen über sein Verhältnis zu Hegel besonders zu erwähnen. Eine thematische und ganz ausgeführte Darstellung der Lehren und der Irrungen Günthers hätte ein neues Werk erfordert. Wie ausgedehnt die ideengeschichtlichen Zusammenhänge und wie umfassend die hier anstehenden Probleme sind, kann man aus dem Abschnitt über Günthers Geschichtsübersicht entnehmen (201—238). Daraus ergibt sich z. B., daß Günther in seiner Lydia 1849 der erste Bekämpfer des Kommunismus auf katholischer Seite war (236). — Dem Buche ist ein umfangreicher Literatur- und Quellenachweis vorangestellt (XI—XVII) und ein gutes Personen- und Sachverzeichnis beigegeben.

Der Verf. hat mit diesem Werke nicht nur einen wertvollen Beitrag zur Güntherforschung geleistet; er hat sie zum Teil auch auf eine neue Basis gestellt, weil er ein umfangreiches Material heranziehen konnte, das bisher unbekannt oder unzugänglich war.

G. Gilen S. J.

Ziegler, Kl. (Hrsg.), *Wesen und Wirklichkeit des Menschen. Festschrift für Helmut Plessner*. gr. 8^o (403 S.) Göttingen 1958, Vandenhoeck u. Ruprecht. 28.—DM.

Die zum 65. Geburtstag Plessners vorgelegte Schrift will „die geistige und wissenschaftliche Haltung“ (5) aufleben lassen, die sich in dessen Persönlichkeit und Werk verkörpert. Dieses Anliegen betrifft alles das, was wir mit „Philosophischer Anthropologie“ umschreiben. Es fand seinen Ausdruck in den Werken Plessners, besonders in dem Buch „Die Einheit der Sinne“ (1923), dann in dem grundlegenden Werk „Die Stufen des Organischen und der Mensch“ (1928), ferner in der Untersuchung „Lachen und Weinen“ (1941). Charakteristisch für alle diese Untersuchungen bleibt, daß sich die philosophische Frage nach dem Wesen des Menschen von Anfang an verbindet „mit der Frage nach der in der Fülle der erfahrungswissenschaftlichen Einzelfächer sich konkret erschließenden Wirklichkeit des Menschen“ (5). Biologie, Psychologie und Soziologie spielen in diesem Zusammenhang eine bedeutsame Rolle. In den gesammelten Abhandlungen „Zwischen Philosophie und Gesellschaft“ (1953) tritt die Verknüpfung der Wesensdeutung des Menschen mit der gesellschaftlich-geschichtlichen Dimension seines Daseins stark in den Vordergrund. Schließlich hat Pl. auch mehrfach in Aufsätzen zur musisch-ästhetischen Sphäre Stellung genommen. Damit ist auch der Horizont aufgezeigt, innerhalb dessen die Arbeiten der Festschrift sich bewegen: im 1. Teil werden „Philosophische Grundlagen“ behandelt, im 2. Teil „Geschichtsphilosophie und Soziologie“, im 3. Teil „Ästhetik und Poetik“. Eine „Bibliographie Helmut Plessner“ (von *Liselotte Stern*) schließt den wertvollen Band ab, der nicht nur eine ehrenvolle Gabe an Pl., sondern eine wesentliche Bereicherung unserer anthropologischen Literatur darstellt.

Hier interessieren uns besonders die Arbeiten des *philosophischen Teils*. Die 1. Abhandlung von *Tb. Litt* beschäftigt sich mit der Frage „Empirische Wissenschaft und Philosophie“ (9—29). Die Verständigung über diese Frage fällt deshalb nicht leicht, weil keine Einstimmigkeit darüber besteht, „wie eine Denkweise geartet sein müsse, damit ihr das Attribut ‚philosophisch‘ zukomme“ (9). Die Schwierigkeit wird offensichtlich, wenn man den geschichtlichen Gang der Philosophie verfolgt und feststellt, wie beträchtlich die verschiedenen Denkformen voneinander abweichen. Freilich gilt diese Schwierigkeit auch gegenüber den empirischen Wissenschaften; denn wie „eine Denkweise auszusehen habe, um als ‚empirisch‘ gelten zu können . . . ist eine Frage, die nicht weniger Kontroversen heraufbeschwört als diejenige nach dem Wesen der Philosophie“ (9). Gegenüber der Vielzahl empirischer Wissenschaften könnte man sich fragen (da diese selbst sich ja oft beträchtlich durch Gegenstand und Betrachtungsweise unterscheiden), ob eine von diesen Betrachtungsweisen als *die* empirische kanonisiert werden soll, z. B. die Weise der exakten Naturwissenschaft. L. glaubt, daß man aus dem Wirrwarr der Probleme nur herausfinden kann, wenn man sich entschließt, die Termini „philosophisch“ und „empirisch“ zunächst aus der Erörterung auszuschneiden. Für den Terminus „empirisch“ soll der Begriff „fachwissenschaftlich“ (10) gesetzt werden; denn darüber besteht keine Uneinigkeit, daß

es der Bereich der Fachwissenschaften ist, innerhalb dessen sich das „empirische“ Denken in seiner Reinheit auffinden und studieren läßt. Die Verschiedenheit der Fächer ist freilich dadurch nicht aus der Welt geschafft, ja L. meint, „daß gerade in dieser Verschiedenheit der Ansatzpunkt für die Aufhellung des zur Diskussion stehenden Grundverhältnisses gefunden wird“ (10).

Es erhebt sich also die Frage, von welcher Art das Verhältnis ist, das zwischen diesen Disziplinen obwaltet. Diese Frage kann nicht durch einzelwissenschaftliches Denken beantwortet werden, denn dieses ist ja in den eigenen methodischen Horizont eingeschlossen. Es genügt auch nicht eine Art nachbarlicher Verständigung. „Diese Überlegung ist Sache eines Denkens, das sie alle überschaut, zusammenschaut und so einer jeden von ihnen ihren Anteil an dem Erkenntnisganzem zuzumessen in der Lage ist“ (11), d. h. aber dieses Denken muß eine allen übergeordnete Stellung einnehmen, ein Denken „höheren Ranges“ (11) sein. L. nennt dieses zusammenfassende Denken „das fundamentale Denken“ (11). Er bemüht sich in den folgenden Darlegungen zu zeigen, wie dieses Denken keineswegs nur die Aufgabe hat, Ordnung zu stiften in einem „Vorrat vorhandener Erkenntnisbestände“ (11), sondern tief und folgenreich in den Erkenntnisinhalt selbst eingreift.

Wo liegt nun aber der Ansatz- und Angelpunkt für dieses fundamentale Denken? „Mit einer in der Sache begründeten Notwendigkeit rückt so für das fundamentale Denken diejenige Sphäre der Erkenntnis in die Vorzugsstellung ein, die man heute mit dem Kennwort ‚Anthropologie‘ bezeichnet. Es ist das Wissen um den Menschen, das nach seiner Stufung und Gliederung erfaßt sein will, wenn es gilt, die Ordnung des welterkennenden Wissens überhaupt zu Gesicht zu bekommen“ (13). Indem das fundamentale Denken auf Ordnung der dem Menschen geltenden Erkenntnisbemühungen bedacht ist, muß es dem „noologischen Denken“ (17) den obersten Rang zubilligen — zugleich aber auch „sich selbst den durch dies Denken zu erhellenden geistigen Akten“ (17) einreihen. Damit ist aber auch die Wahrheit, die dieses Denken anstrebt, nur dann Wahrheit, wenn sie über den Kreis, den der Mensch mit seinem spezifischen Dasein ausfüllt, unendlich weit hinausreicht: „Die Wahrheit über den Menschen ist eine nicht an das Wirkliche ‚Mensch‘ gebundene Wahrheit“ (21). So kommt L. zu der abschließenden Erkenntnis: „Offenbar bedeutet es aber doch einen wesentlichen Grundzug im Gefüge der Gesamtwirklichkeit, daß auch das Außermentalschliche einer Vergeistigung fähig ist, die es zwar, weil des Denkens nicht mächtig, sich selbst anzutun außerstande ist, die ihm aber gleichwohl nicht versagt bleibt, weil in Gestalt des Menschen der Erwecker zur Seite ist, der dies als Möglichkeit in ihm Angelegte zur Wirklichkeit werden läßt“ (26).

Im 2. Beitrag erörtert A. Portmann „Die Erscheinung der lebendigen Gestalten im Lichtfelde“ (29—41). Der Entwicklungsweg der biologischen Forschung hat in der Neuzeit zu einem weitgehenden Vergessen des Eigenwertes der lebendigen Gestalten, zu einer Auflösung der erscheinenden Form, geführt. Hier hat neuerdings die Anerkennung des Tieres als Subjekt, „als vitales Zentrum eigenen Verhaltens in einer von seiner Struktur bestimmten Umwelt“ (29) eine gewisse Wandlung gebracht. Zuerst schildert P. die Lage der heutigen Biologie und die Forschungen im molekularen Bereich. Dann weist er darauf hin, daß das Erstaunliche am Leben, wie wir es kennen, die ungeheure Fülle höherer Gestalten ist, in denen es sich uns darbietet. Damit wird es geradezu zu einer Aufgabe der Biologie, die Gegensätzlichkeit der molekularen Strukturen des Lebendigen und der höheren Erscheinungen in den Reifegestalten sorgfältiger als bisher zu untersuchen.

P. hat bereits in früheren Arbeiten darauf hingewiesen, daß die Gestaltungsgesetze des tierischen Körpers auf höherer Organisationsstufe zwei Aspekte bieten, die sich scharf sondern lassen: 1. Das Innere des Tierkörpers, dessen Organe den Forderungen des Stoffwechsels, der technischen Ökonomie, der Oberflächenvergrößerung, der physiologischen Wirksamkeit entsprechend gebildet sind. 2. Das Äußere, das bei allen höheren Organismen eigene Gesetzmäßigkeiten des Baues aufweist und bei dem insbesondere die undurchsichtige Grenzfläche, die opak gebildete Haut, zum Schauplatz von Mustern, Färbungen und Strukturen wird, deren Sinn nur zum geringen Teil den erhaltenden Funktionen des Stoffwechsels und der Fortpflanzung dient. „Die Strukturen des Äußeren sind in beträchtlichem Ausmaß Selbstdarstellung des betreffenden Organismus“ (35). Das Medium des Erscheinens ist aber das Licht.

„Uns geht es darum, auf dieses Sein im Licht hinzuweisen, das von den bisherigen Deutungsverfahren nicht erfaßt wird“ (38).

Einen weiteren interessanten Beitrag liefert *Fr. J. J. Buytendijk* über den Geschmack. B. versucht in dieser Arbeit einen Gedanken Plessners von der „Totalrelativität der Empfindungsqualitäten auf die Einheit der menschlichen Person“ an einem einzelnen Sinnesgebiet darzustellen.

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit „Natur und Humanität des Menschen“ (58—87) und stammt von *K. Löwith*. Das Wissen um die Natur des Menschen hat sich in unserer Zeit in das Verstehen seiner geschichtlichen Existenz verlegt. Schon Dilthey hat betont, daß der Typus Mensch im Prozeß der Geschichte „zerschmelze“, daß es überhaupt mit der Metaphysik der Substanzen vorbei sei (58). Dieser Historismus wurde dann von Heidegger noch wesentlich vertieft. „Das Wesen des Menschen ist eine ekstatische, seinsgeschichtliche Ek-sistenz, kein Bestand, sondern ein Herausstand oder, wie es 1933 hieß, ein prometheischer ‚Aufstand‘ gegen das Seiende als solches und im Ganzen“ (59). Der frühe M. Scheler und Th. Haecker hingegen bestimmen die Menschlichkeit des Menschen von seinem Gottverhältnis aus, bekämpfen also ebenfalls die Bestimmung des Menschen durch eine Reduktion auf ein vernünftiges Lebewesen. „Der Mensch könne nicht ‚von unten‘, vom natürlichen Leben her, verstanden werden, sondern nur ‚von oben‘ her, von der Offenbarung Gottes in einem Gottmenschen“ (60). Die Frage ist aber — so meint L. (61) — ob diese übernatürliche Rettung des Menschen oder die ontologische Perspektive Heideggers der Natur des Menschen gerecht wird. Die moderne Hellsichtigkeit für die Verschiedenheit der geschichtlichen Existenz- und Denkweisen hat zur Kehrseite „die Blindheit für die immer gleichen Grundzüge des gemeinhin und ewig Menschlichen“ (64). L. versucht nun zu bestimmen, was „Natur“ und „natürlich“ eigentlich seien, und von da her auch die Natur des Menschen zu bestimmen. „Die traditionelle Bestimmung des Menschen als eines animal rationale hat, im Unterschied zur klassischen Atomistik und zur modernen geschichtlichen Individuation, den Vorzug, daß sie die Problematik des Zusammenhangs von Natur und Humanität nicht verdeckt, sondern den einheitlichen Zwiespalt in der Natur des Menschen in gewissen Grenzen zur Sprache bringt“ (66).

In einem weiteren Beitrag von *O. Fr. Bollnow* über „Die Vernunft und die Mächte des Irrationalen“ (88—106) sucht der Verf. die Funktion der Vernunft im menschlichen Leben neu zu bestimmen und ihr die Herrschaft wiederzugeben, die ihr gebührt. Auch er meint, das Wesen des Menschen als eines animal rationale sei neu zu bestimmen (91); zu dem Zwecke sei unser Verhältnis zur Aufklärung zu revidieren und an die in ihr gegebene große Tradition wieder anzuschließen. Freilich vermag auch B. nicht eigentlich zu sagen, was Vernunft ihrem Wesen nach ist. Nur von verschiedenen Seiten wurde auf ihre Leistungen (Prinzip des Maßes und der umgreifenden Gemeinsamkeit usw.) aufmerksam gemacht. „Aber hüten wir uns vor den Definitionen, die das Umfassende der Vernunft auf bestimmte Funktionen hin festzulegen versuchen. Vernunft ist nicht zu greifen, weil sie nicht ein besonderes Seelenvermögen neben anderen ist, auch nicht als oberstes Vermögen (als Vermögen der Ideen oder als Vernehmen des Göttlichen oder wie immer), sondern mit dem Wesen des Menschen selber zusammenfällt. In diesem Sinne wurde darum die Vernunft als das eigentlich Humane im Menschen bezeichnet“ (105).

Den philosophischen Teil des Bandes beschließt eine Abhandlung von *W. Schulz* über „Existenz und System bei Sören Kierkegaard“.

Im *geschichtsphilosophischen und soziologischen Teil* finden sich Arbeiten von *K. Jaspers* (Kants „Zum ewigen Frieden“), *H. Barth* (Staat und Gewissen im Zeitalter des Säkularismus), *Tb. W. Adorno* (Soziologie und empirische Forschung) u. a. Den Abschluß bilden drei Arbeiten zur *Ästhetik und Poetik* (von *J. König*, *Br. Snell* und *W. Kellmann*).

Man kann den umfangreichen Band nicht aus der Hand legen, ohne von neuem zu erkennen, welch umfassendes Geheimnis der Mensch eigentlich ist und welche Horizonte eine moderne Anthropologie zu überschauen hat, will sie als Wissenschaft ernstgenommen werden. Andererseits sieht man gerade in der Fülle der vorgebrachten Tatsachen und Theorien, welch hohe Bedeutung immer noch (oder gerade erst jetzt) den fundamentalen Einsichten der klassischen aristotelisch-thomistischen

Anthropologie zukommt oder doch zukommen könnte, wenn sie tiefer im Bewußtsein des heutigen Philosophierens ständen. Daß uns dieser Band dazu anregt, das Alte neu zu denken, ist sein wesentliches Verdienst. Ad. Haas S. J.

Hediger, H., *Beobachtungen zur Tierpsychologie im Zoo und im Zirkus*. 8^o (430 S.) Basel 1961, Reinhardt. 26.50 sfr.

In der umfangreichen Literatur, die zur Zeit über tierpsychologische und verhaltensphysiologische Fragen erscheint, gehört das hier angezeigte Werk sicher zu den wissenschaftlich besten und wegweisenden Veröffentlichungen. H. verfügt als langjähriger Zoodirektor und scharfer, kritischer Beobachter über eine außerordentlich breite Erfahrungsbasis. Er weiß auch seine Erfahrungen und tierpsychologischen Erkenntnisse in einer Sprache darzubieten, die die Lektüre seines Werkes zu einem spannenden Erlebnis werden läßt. Auf diese Weise kommt auch der zoologisch weniger gebildete Leser mit Leichtigkeit in die oft verschlungene Problematik der Tierpsychologie hinein. Außerdem hat der Verf. sein Werk nicht mit einem Wust der heute fast unüberschaubar gewordenen Literatur zur Verhaltensforschung und Tierpsychologie belastet, sondern in kenntnisreicher Auswahl jeweils nur die entscheidenden Veröffentlichungen zitiert. Auch für die tierpsychologische Forschung bietet das Werk neue Ausblicke, und zwar in zweifacher Hinsicht: einmal wertet H. das Tier in seinem Verhalten wirklich als handelndes „Subjekt“ und tritt damit einer übertriebenen Objektivierungssucht mancher Forscher und Forschungsrichtungen entgegen; sodann legt der Verf. großen Wert darauf, gerade auch die Tier-Mensch-Beziehungen, die man meist in Beobachtung und Experiment auszuklammern sucht, mit wissenschaftlichen Mitteln und Methoden zu klären. Gerade in diesem Punkt liegt der besondere wissenschaftliche Wert des Werkes, das deshalb auch die Beachtung des Humanpsychologen verdient.

Im ersten Kapitel bespricht H. die verschiedenen *Wege und Methoden* zur Tierpsychologie. So könnte man als Ausgangspunkt die „scheinbar allereinfachsten, niedersten Tiere wählen, also die Protozoen, die einzelligen Urtieren, und dann allmählich im aufsteigenden Tierreich die von Stufe zu Stufe hinzukommenden Steigerungen und Komplikationen der psychischen Leistungen behandeln, also sozusagen die ganze Tierreihe von der Amöbe bis zum Gorilla“ (20). Diesen Weg hat Fr. Hempelmann in seiner Tierpsychologie beschritten. Er kommt aber für H. als Ausgangspunkt seiner Tierpsychologie vor allem deshalb nicht in Frage, weil es H. um das Verstehen des „tierischen“ Verhaltens geht. Die kleinsten Tiere sind uns aber in diesem Punkt gerade die entferntesten. „Wie wollen wir uns einfühlend in ein Wesen von der Größe eines Staubchens, das wir von bloßem Auge kaum wahrzunehmen vermögen?“ (20). Dazu kommen die fundamentalen Unterschiede in ihrer körperlichen Organisation. Die Diskussion über das Lernvermögen des Pantoffeltierchens (*Paramecium*), die zwischen Bramstedt und Grabowski entbrannt ist — die beiden Forscher kamen zu ganz entgegengesetzten Ergebnissen —, zeigt die Schwierigkeiten des Verstehens auf klassische Weise. Ein anderer Weg, der einige Zeit die Forschung beherrschte, heute aber als überwunden angesehen werden muß, war die Labyrinth-Methode. Zu diesen und ähnlichen Versuchen sagt H. mit Recht: „Die Labyrinthmethode muß indessen heute als überwunden betrachtet werden; sie konnte die anfänglich in sie gesetzten übertriebenen Hoffnungen natürlich nicht erfüllen, und es sind ernsthafte Zweifel darüber geäußert worden, ob die riesige Zahl dieser Versuche in einem direkten Verhältnis zu ihrem Wert stehe. Jedenfalls hat noch im Jahre 1933 Norman L. Munn von der Universität Pittsburg das Labyrinth, beziehungsweise das Verhalten der weißen Ratte im Labyrinth, in einer umfassenden Darstellung zur Grundlage für eine Einführung in die Tierpsychologie gewählt . . . Wie bei verschiedenen anderen Experimenten, von denen man ursprünglich tiefe Einblicke in die tierliche Psyche erwartet hatte, so erwiesen sich auch die Versuche mit aufgeschobener Reaktion als zu schematisch und als nicht in allen Tiergruppen gleichsinnig anwendbar. Die psychischen Fähigkeiten sind, wie erwähnt, im Tierreich nicht so verteilt, wie man es naiverweise auf Grund der Stellung im System vermutet hatte, sondern viel eher entsprechend den besonderen Lebensgewohnheiten und dem Lebensraum einer Tierart“ (29 und 31). Als weiteren Versuch einer Einführung in die Tierpsychologie erwähnt H. die Haustier-Psychologie. So nahe-